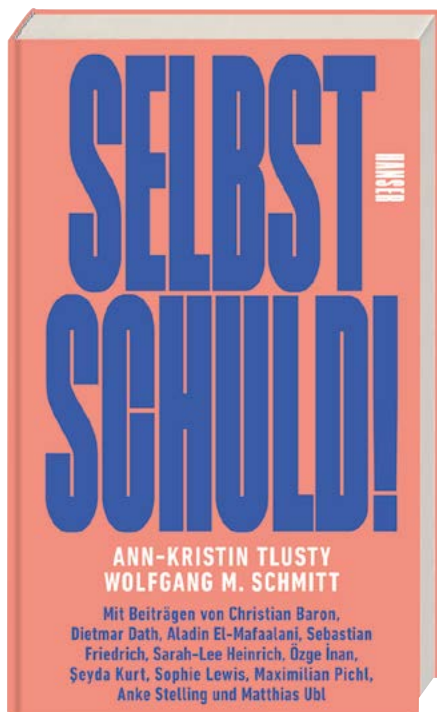


Leseprobe aus:

# Tlusty Selbst Schuld!



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER





# SELBST SCHULD!

Mit Beiträgen von

Christian Baron, Dietmar Dath, Aladin El-Mafaalani,  
Sebastian Friedrich, Sarah-Lee Heinrich, Özge İnan,  
Şeyda Kurt, Sophie Lewis, Maximilian Pichl,  
Wolfgang M. Schmitt, Anke Stelling, Ann-Kristin  
Tlusty und Matthias Ubl

Hanser

Zitat S. 5 »Guilt« Musik & Text: Barry Reynolds  
© Catherine's Peak Music / Blue Mountain Music Ltd.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-28130-1

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke des Text  
und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX  
Papier | Fördert  
gute Waldbnutzung  
**FSC® C014496**

**»I feel guilt, I feel guilt  
Though I know I've done no wrong,  
I feel guilt«**

Marianne Faithfull, *Guilt*



# INHALT

Vorwort .....	9
<b>AUFSTIEGSGESCHICHTEN</b> – Sarah-Lee Heinrich .....	16
<b>GENERATIONEN</b> – Matthias Ubl .....	31
<b>ARMUT</b> – Christian Baron .....	47
<b>FAULHEIT</b> – Ann-Kristin Tlusty .....	67
<b>SOZIALE UNGLEICHHEIT</b> – Aladin El-Mafaalani .....	86
<b>RECHT</b> – Maximilian Pichl .....	99
<b>SEXUALISIERTE GEWALT</b> – Özge İnan .....	119
<b>FAMILIE</b> – Sophie Lewis .....	138
<b>INSTAGRAM</b> – Şeyda Kurt .....	154
<b>KLIMA</b> – Sebastian Friedrich .....	176
<b>NATIONALSTAAT</b> – Wolfgang M. Schmitt .....	197
<b>GESUNDHEIT</b> – Anke Stelling .....	217
<b>ALLTAGSTHEOLOGIE</b> – Dietmar Dath .....	236
Die Autor:innen .....	253





# VORWORT

»Selbst schuld«, sagt man, wenn jemand sich sein Unglück selbst eingebrockt hat. »Selbst schuld« hat dabei meist einen hauchfein verächtlichen Unterton: Die andere Person hätte eben etwas besser wissen, hätte es doch besser machen können. »Selbst schuld« ist jedoch längst nicht nur eine kleine Gehässigkeit des Alltags, sondern seit einigen Jahren eine auffällig populäre Unterstellung, die in nahezu alle Lebensbereiche vordringt.

Vor fast zwanzig Jahren, im Jahr 2006, wählte das *Time Magazine* keine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens zur »Person of the Year«, sondern hob das »You« auf die Titelseite. Diese Wahl verleihe, hieß es in der Begründung, der Selbstermächtigung Ausdruck, die die damals wesentlichen digitalen Plattformen wie Wikipedia, MySpace und YouTube versprechen. »*You control the Information Age*«, behaupteten die schwarzen Lettern auf dem Cover, »*Welcome to your world.*«

Das »You«, das die Kontrolle hat, sei es über das Informationszeitalter, über den eigenen Lebenslauf oder sozialen Status, ist ein wirkmächtiges Versprechen – und ein unsichtbares, lediglich selten thematisiertes Dogma der Gegenwart. Mit dem französischen Philosophen Louis Althusser gesprochen, handelt es sich bei diesem »You« um eine Anrufung, die Medienschaffende, Politiker:innen, Thinktanks, die Arbeitsagentur, Konzerne, Influencer:innen und Gerichte hervorbringen. Für Althusser bestand in ihr die Grunddynamik ideologischer Subjektwerdung: »Man kann sich diese Anrufung nach

dem Muster der einfachen und alltäglichen Anrufung durch einen Polizisten vorstellen«, schrieb er 1969: »He, Sie da!«

In der von Althusser beschriebenen Szene wendet sich die Person, auf der Straße vom Polizisten gerufen, um – und wird »durch diese einfache physische Wendung um 180 Grad« zum Subjekt, indem sie anerkennt, dass der Aufruf ihr galt.<sup>1</sup> Solche Anrufungen sind heute omnipräsent.

Die Anrufung des »You«, könnte man meinen, sei emanzipatorisch. Das *Time Magazine* sprach dem »You« gleich Kontrolle über ein ganzes Zeitalter zu. Doch in der Behauptung maximaler Wirkungsmöglichkeiten des »You« ist nichts als eine bizarr große Aufgabe an alle Einzelnen versteckt. Wer an ihr scheitert, ist – selbst schuld.

Diese Schuld-Ideologie untersucht das vorliegende Buch. Ideologien stellen Modelle dar, mit deren Hilfe wir uns die soziale Welt erklären: Sie vereinfachen und bieten im besten Fall Orientierung. Sie bergen aber auch die Gefahr, Aspekte dieser Welt auszublenden oder zu verzerren. Über die ideologischen Grundbedingungen dieser nahezu alle Lebensbereiche grundlegenden Schuldgefühle wurde entsprechend bislang nahezu gar nicht gesprochen. Fast zwanzig Jahre nach der Ausrufung des »You« ist die Erschöpfung der dauerperformenden Subjekte dazu vielleicht schlicht zu groß.

Soziale Ungleichheit, die Klimakrise, Armut, Überforderung und Erschöpfung, patriarchale Gewalt: An allen Schmerzpunkten unserer Gegenwart versteckt sich bei näherer Betrachtung die Annahme, dass Einzelne die Schuld an den Missständen ihrer Lebensrealität tragen. Es sind verschiedene Facetten von Schuld, die zutage treten: die Schuld, den eigenen und gesellschaftlichen Ansprüchen nicht zu entsprechen, die Schuld, die ganzen Bevölkerungsgruppen (den Boomer:innen den Vielflieger:innen) zugesprochen wird, die Schuld, in der

jemand im Sinne einer Pflicht oder Verantwortung vermeintlich steht.

Schuld zu verteilen ist ein wirksames politisches Instrument. Sind, wenn die Bahn nicht fährt, die streikenden Lokführer:innen schuld – oder der Bahnkonzern, der ihren Forderungen nicht entgegenkommt? Ist es im Kriegsfall der Aggressor – oder sind, um es mit K.I.Z zu sagen, die Angegriffenen »selber schuld, wenn die sich nicht ergeben«? Tragen die Betroffenen sexualisierter Gewalt die Verantwortung, wenn sie mit ins Backstage gehen – oder liegt die Schuld bei jenen, die Gewalt ausüben? Die Zuschreibung von Schuld an Einzelne ist ein grundlegender Mechanismus, um von gesellschaftlichen Missständen und Herrschaftsverhältnissen abzulenken.

Individuelle Schuldgefühle sind dabei, psychologisch betrachtet, nicht zwangsläufig verwerflich. Für Sigmund Freud war das Schuldempfinden noch »das wichtigste Problem der Kulturentwicklung«: Jedes Mitglied einer Gemeinschaft bezahle den »Preis für den Kulturfortschritt in der Glückseinbuße durch die Erhöhung des Schuldgefühls«<sup>2</sup>. Menschen bilden demnach vernünftigerweise ein Über-Ich aus, das ihnen das Zusammenleben ermöglicht.

Gefühle sind selbstredend nicht allein psychologische Zustände, sondern immer auch soziale und kulturelle Praktiken. Das gilt auch für das Gefühl von Schuld: Im Zuge dessen, was Soziolog:innen als »zweite individualistische Revolution« bezeichnen<sup>3</sup>, wurde die Zuweisung von Schuld an Einzelne zu einem ideologischen Mittel. Seit den siebziger Jahren und verstärkt seit Beginn des neuen Jahrtausends trug der kulturelle Prozess der Individualisierung und Psychologisierung dazu bei, soziale Verantwortungsverhältnisse zu verkehren. Die individualistische Revolution der vergangenen Jahrzehnte ermöglichte es, so schreiben Eva Illouz und Edgar Cabanas in

ihrem Essay *Das Glücksdiktat*, »die strukturellen Defizite, Widersprüche und Paradoxien dieser Gesellschaften in psychologische Größen zu übersetzen und in die Verantwortung der Individuen zu legen«. <sup>4</sup> Arm, unglücklich, erschöpft? Dann mangelt es wohl am richtigen Mindset, am Willen, an ausreichend Disziplin. Kurz gefasst: selbst schuld.

Im 21. Jahrhundert ist der Kult um das Individuum auf einem vorläufigen Höhepunkt angelangt, der zwar Freiheit verspricht, vor allem aber lähmende Gewissensbisse und hysterisches Fingerzeigen auf die angebliche Schuld anderer erzeugt. Wer frei ist, hat auch sein Elend frei gewählt, ist immer selbst verantwortlich. In den Worten des *Time-Magazine*-Covers: *Welcome to your world*.

Das 21. Jahrhundert hat die ideologiekritischen Lektionen des 20. nicht gelernt. Alfred Hitchcock wusste bereits, dass man in der modernen Welt eigentlich keine Kriminalfilme mehr drehen kann, die auf die simple Frage hinauslaufen: Wer ist der Täter? Heute sind nicht nur solche Krimis beliebter denn je, in der gesamten Gesellschaft gehen atomisierte Einzelne mit detektivischem Eifer auf die Suche nach Schuldigen.

In Hitchcocks *Der unsichtbare Dritte* von 1959 wird der Werbefachmann Roger O. Thornhill von Gangstern in eine Villa verschleppt. Wir Zuschauer:innen wissen, dass es sich um eine bloße Verwechslung handelt. Die Ganoven aber halten Thornhill für den gesuchten George Kaplan: Im Laufe des Films folgen weitere Verwechslungen, sodass Thornhill bald unter Mordverdacht steht und quer durch die USA fliehen muss. Nach und nach stellt sich heraus, dass er zufällig mitten in den größten Konflikt seiner Zeit geraten ist: in den Kalten Krieg. Der echte George Kaplan kann trotz aller Bemühungen gar nicht gefunden werden, da er eine reine Erfindung von Spionen der Gegenseite ist. Kaplan ist der unsichtbare Dritte.

Hitchcock variiert damit einmal mehr in Hollywood, was ein halbes Jahrhundert zuvor in Prag so formuliert wurde: »Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.« Kafkas und Hitchcocks Werke erzählen von Individuen, die fälschlicherweise für schuldig erklärt werden, und die auf der Suche nach dem unsichtbaren Dritten diesen nicht mehr als Gegenüber mit Namen und Gesicht antreffen, sondern als systemische Macht und strukturelle Gewalt.

Dem heutigen Zeitgeist angepasste Versionen von *Der Prozess* oder *Der unsichtbare Dritte* wären so angelegt, dass wieder Josef K. und Thornhill festgenommen, sie aber nach einigen halbherzigen Unschuldsbekundungen rasch ihre Schuld eingestehen würden. Schließlich wäre Thornhill als Werbefachmann mindestens schuld an Überkonsum und Klimakrise, während Josef K. als Prokurist bei einer Bank verantwortlich gemacht werden würde für Armut, Ungleichheit und Investitionen in die fossile Industrie. Das Systemische käme in solchen zeitgenössischen Lesarten nicht vor. Im Widerstand gegen diesen *mind shift* der Gegenwart wollen wir mit dieser Anthologie auf die Suche nach dem in dieser Gesellschaft unsichtbaren Dritten gehen. Nicht, um dem Ich und dem Du die Absolution zu erteilen, wohl aber, um zu ihrer Entlastung beizutragen.

In den vergangenen Jahren stand aufschlussreicherweise die *Scham* im Zentrum vieler kultureller Auseinandersetzungen. Sie bildet etwa das Leitmotiv in den Erzählungen Annie Ernaux', in den Essays Didier Eribons und auch in den Romanen Anke Stellings oder Christian Barons, die beide in dieser Anthologie vertreten sind. Schämen tut man sich für etwas, das man *ist* – also etwa für die soziale Herkunft, die sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität.

*Schuldig* fühlt man sich hingegen für etwas, das man *tut* – oder nicht tut, nicht getan, nicht vermocht hat. Dieser Fokus auf das eigene individuelle Handeln verleiht der Schuld eine andere Akzentuierung: Man hätte sich anders verhalten, hätte es besser machen können. Scham und Schuld stehen in komplexer Beziehung zueinander. Doch während die Thematisierung von Scham auf ihre individuelle Überwindung abzielt, birgt die kommende Diskussion um Schuld politische Sprengkraft.

Wo Individuen sich selbst für schuldig halten, fehlt ihnen die Energie, das große Ganze zu adressieren. Um es im Sound der Frankfurter Schule zu sagen: »In der Gegenwart vereitelt das zwangsmäßige Schuldgefühl als andauernde Opferbereitschaft die Kritik an der Wirklichkeit.«<sup>5</sup> Wer die säkulare Variante des *mea culpa, mea maxima culpa* verinnerlicht hat, ist unfähig, hinter die bestehenden Verhältnisse zurückzutreten. Ähnlich argumentierte die US-amerikanische Denkerin Audre Lorde, für die Schuld nur ein anderes Wort für Ohnmacht darstellte. Schuld, so schrieb sie, sei »ein Mittel, die eigene Ignoranz zu wahren und die Dinge so zu belassen, wie sie sind; sie ist der ultimative Schutz vor Veränderung«.<sup>6</sup>

Wenn Schuld wie ein injiziertes Lähmungsgift jede Veränderung der Positionen undenkbar macht, dann ist ihre Entlarvung die Vorbedingung für politischen Wandel. Diese Anthropologie will einen Schritt in diese Richtung machen. Sie hegt dabei keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern versammelt verschiedenste Themenfelder, in denen sich die Schuld-Ideologie exemplarisch veranschaulichen lässt: etwa die Beschuldigung derer, die in Armut leben und es nicht nonchalant vermocht haben, mit Mut und Money-Mindset den sozialen Aufstieg hinzulegen; oder auch die Individualschuld, die viele in Anbetracht der katastrophalen klimatischen Entwicklungen empfinden.

Befreien wir uns nicht von aller Verantwortung, sondern von erdrückender Schuld. Wo der Katholizismus den Beichtstuhl kannte, braucht die Gegenwart viel mehr als gemeinsam erkannte Sitz- und Angelegenheiten: Entlasten wir das Individuum, damit es zum einen unbeschwerter durch diese zerrüttete Welt gehen kann, und zum anderen, damit es genügend Kraft hat, diese Welt zu verändern.

### Anmerkungen

- 1 Louis Althusser (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Übersetzt von Peter Schöttler. Hamburg: VSA, S. 142
- 2 Sigmund Freud (2015 [1930]): *Das Unbehagen in der Kultur*. Frankfurt am Main: Fischer, S. 97
- 3 Beispielsweise Gilles Lipovetsky oder Alain Ehrenberg.
- 4 Edgar Cabanas und Eva Illouz (2019): *Das Glücksdiktat und wie es unser Leben beherrscht*. Berlin: Suhrkamp, S. 66
- 5 Max Horkheimer (1987 [1936]): *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*. Lüneburg: Dietrich zu Klampen Verlag, S. 59
- 6 Audre Lorde (2021 [1984]): *Sister Outsider. Essays*. Aus dem Englischen von Eva Bonné und Marion Kraft. München: Hanser, S. 22



**Sarah-Lee Heinrich**

# **AUFSTIEGS- GESCHICHTEN**

## **Jobcenter**

Der 5. Juli 2019 sollte ein guter Tag werden. Meine Abi-Prüfungen lagen hinter mir, mein neues Leben als Studentin vor mir. Vor kaum zwei Wochen hatte ich meinen Mietvertrag in Köln unterschrieben – endlich konnte ich ausziehen, meinen eigenen Weg gehen. Ich sah die Zukunft vor mir. Ich hatte es geschafft.

Die Suche nach einer Wohnung war mit viel Angst verbunden gewesen. Bürgschaften hatte ich keine gehabt, Geld für eine Kautions auch nicht. Meine Mutter und ich lebten von Hartz IV. Sie konnte mich nicht bei einer eigenen Miete unterstützen, und einen Vater gibt es in meinem Leben nicht. Oft saß ich frustriert vor den Wohnungsanzeigen, auf die ich mich gar nicht erst zu bewerben versuchte.

Doch am Ende hatte ich Glück. Der Vermieter interessierte sich nicht für die üblichen Formalitäten und wählte nicht den Interessierten mit dem besten Einkommen aus, sondern die Person, die als Erstes da war. Und das war ich. Schon bald darauf konnte ich mein Mini-Apartment beziehen. Mit meinem Umzug war meine Zeit in Armut mit einem Ablaufdatum versehen. Jetzt hatte das Amt nichts mehr mit mir zu tun. Ich verließ die Hartz-IV-Bedarfsgemeinschaft. Also wurde es Zeit, mich aus ihr abzumelden. Und genau das hatten wir am 5. Juli vor.

Das Jobcenter ist ein großes graues Gebäude am Bahnhof.

Ich bin dort nur selten gewesen. Manchmal sprang ich rein, um Formulare abzugeben, für die Klassenfahrt, für die Übernahme von Kosten für den Tanzverein. Sonst habe ich es kaum von innen gesehen. Wenn mich jemand von dort zu Gesprächen über meine Zukunft einlud, sagte meine Mutter für mich ab. Sie wollte nicht, dass das Jobcenter mich demotivierte. Für sie ist es kein schöner Ort, er ist mit Schmerz, Abwertung und Scham verbunden. Ich glaube, sie wollte nicht, dass ich diese Gefühle auch fühlen musste.

Am 5. Juli bin ich voller Vorfreude. Es ist für mich auch ein symbolischer Akt, endlich der Armut den Rücken zu kehren. Ich habe es geschafft. Gegen alles, was mich in der Armut gehalten hat, bin ich angekommen, zum Teil durch Glück, zum Teil durch meine Entschlossenheit. Stolz erfüllt mich. Ich bin froh, den bisherigen emotionalen und finanziellen Ballast endlich hinter mir zu lassen. Und ein neues Leben zu beginnen.

Wir betreten das Jobcenter und gehen zum Schalter, um unser Anliegen zu nennen. Dann wird man immer einem Sacharbeiter zugeteilt. Ich beuge mich vor: »Ich ziehe aus. Ich möchte mich abmelden. Ich brauche kein Hartz IV mehr.« Die Frau hinter dem Schalter nickt und sagt uns, wo wir warten sollen.

Neben uns am Schalter steht eine Frau, auf die ich sofort aufmerksam werde. Sie scheint wütend zu sein, geradezu aufgelöst. »Wenn er die Bustickets nicht erstattet bekommt, kann er es sich nicht leisten, zum Bewerbungsgespräch zu fahren!« Es geht wohl um ihren Freund. »Tut mir leid, das ist nicht vorgesehen«, wiederholt der Sachbearbeiter in ähnlichen Worten immer wieder aufs Neue, kühl. Und sie wiederholt immer wieder, dass sie das Geld dringend braucht, wie soll ihr Freund sonst arbeiten? Wie sollen sie sonst aus Hartz IV rauskommen? Wie soll das alles jemals enden?

Wir setzen uns in den Warteraum, er ist voll. Ich schaue in viele triste Gesichter. Gesichter von Menschen, die leiden. Man sieht es ihnen an. Man sieht Menschen die Härte der Armut an. Man sieht es an ihren Falten, man sieht es an ihrer Kleidung. Man sieht es einfach. Eine Mutter hat ein Kind im Arm.

Als ich vor der Sachbearbeiterin sitze, ist die Freude in meiner Stimme bereits vergangen. Mit stolz erhobenem Haupt bin ich ins Jobcenter hineinspaziert, siegessicher. Als würde ich das Jobcenter bezwingen können, und damit die Armut. Doch jetzt bin ich geknickt. Ich reiche der Bearbeiterin den Mietvertrag und meinen handgeschriebenen Zettel: »Am 1.8. gehe ich, Sarah-Lee Heinrich, ein neues Mietverhältnis ein. Damit verlasse ich die Bedarfsgemeinschaft und erhebe keinen Anspruch mehr auf Hartz IV.« Sie nimmt den Zettel, liest ihn, tippt auf ihrem Laptop herum. »Alles Gute«, sagt sie noch. Wir gehen.

Ich werde jetzt gehen, ich werde diese Armut verlassen. Doch sie alle werden bleiben. Meine Mutter wird bleiben. Ich lasse sie im Stich, denke ich. Ich lasse sie alle im Stich. Wie kann ich so arrogant sein, wie kann ich mich überhaupt freuen, wenn es Menschen so schlecht geht? Ich schäme mich für mein Entkommen.

Was ist, wenn meine Mutter das nächste Mal wieder ins Jobcenter kommt? Mit wem redet sie ab jetzt über die Angst, die sie empfindet? Was passiert, wenn ihr Gelder gekürzt werden? Schön für dich, Sarah, dass du nun auf deiner sicheren Insel bist.

## Zuhause

Ich bin glücklich, nicht mehr jeden Cent umdrehen zu müssen. Ich freue mich über jedes Extra, das ich mir jetzt erlauben kann. Hosen, die teurer sind als zehn Euro, Reisen mit Freunden, spannende Bücher, ein neues Handy. Ich kann mit Freunden essen gehen, mir im Kino Popcorn und eine Cola kaufen, muss nichts mehr unter der Jacke verstecken. Ich will alles nachholen und die Grenzen sprengen, die mir meine Herkunft aufzwingen wollte. Ich will mein Leben so gestalten, wie es mir beliebt.

Mein Umfeld verändert sich. Ich studiere, also studieren alle meine Freunde auch. Mit ihnen kann ich mich engagiert über politische, theoretische Debatten unterhalten. Ich könnte auch ins Theater oder ins Kino gehen und mit meinen Freunden darüber diskutieren. Viele dieser neuen Freunde und Kommilitonen sind anders aufgewachsen als ich. So kommt es mir zumindest immer vor. Ihnen sind ganz andere Sachen wichtig als mir.

Sie verstehen meine Spongebob-Anekdoten nicht, weil bei ihnen der Fernseher nicht den ganzen Tag lief. Sie kennen Bücher und Filme, bekannte Autoren und Schauspieler, als wäre Kultur ein eigenes Schulfach und ich hätte geschwänzt. Ihnen ist Nachhaltigkeit total wichtig, sie kaufen viel secondhand und ihre Möbel gebraucht. Und zwar nicht, weil ihnen das Geld fehlt, sondern weil sie damit »das Richtige tun«. Ich hingegen freue mich, endlich bei H&M einkaufen zu können, oder mir Sneaker zu besorgen, die mehr als zwanzig Euro kosten. Warum sollte ich jetzt, da ich einmal genug Geld habe, es für so etwas ausgeben, Möhren mit Bio-Siegel kaufen statt die günstigen? Wieso sollte ich jetzt anfangen, auf all das freiwillig zu verzichten, was ich früher nicht haben durfte? Ich fühle mich von den moralischen Ansprüchen meiner Freunde provoziert.

Sie verurteilen Lebensentscheidungen, die ich mir lange ersehnt habe. Es ist, als verurteilten sie mein Leben.

Ich will dieses neue Leben, aber ich fühle mich nicht in der Lage, es zu führen. Es ist, als hätte ich nicht die richtige Ausrüstung, als würde ich versuchen, mit Rollschuhen Ski zu fahren. Ich bin unbeholfen. Meine ersten Besuche im Theater: Jede Sekunde frage ich mich, ob ich alles richtig mache. Frage mich nicht nur, ob ich richtig gekleidet bin und mich richtig verhalte, sondern auch, ob ich mich richtig fühle. Soll ich mich ergriffen fühlen? Soll das alles etwas in mir auslösen? Wenn ich merke, dass ich mich langweile, müde werde während des anspruchsvollen, tiefgründigen Films, bekomme ich Panik. Sollte ich das hier nicht interessant finden? Spielen alle anderen ihr Interesse nur vor, oder bin ich zu dumpf und platt, um mitzuhaltens? Ich merke, dass es mich in mein gewohntes Leben zurückzieht und ich dem neuen aus dem Weg gehe. Dass ich feine Küche ablehne, genauso wie Oper und Theater, dass ich mich über abstrakte Kunst lustig mache, um zu überspielen, dass ich sie nicht verstehe.

Als ich im ersten Jahr nach meinem Auszug nach Hause fuhr, fühlte ich mich fremd. Ich erinnere mich, wie wir die Nachbarn trafen, wie immer. Wie jemand etwas politisch Unkorrektes sagte, wie immer. Aber diesmal fand ich es besonders schlimm. Doch nicht er hatte sich verändert, sondern ich. Dort, wo ich jetzt war, war niemand so wie er. Ich verurteilte die Menschen meiner Vergangenheit so, wie ich mir vorstellte, dass die Menschen in meinem neuen Umfeld sie verurteilen würden. Die alle gestriegelt und rein waren. Die immer das Richtige sagten, aßen und machten. Ich fühlte mich bei mir zu Hause wie ein Außenseiter. Ich hatte hier nichts mehr zu erzählen, das jemanden interessierte, konnte mich nicht mehr so verhalten, dass ich noch dazu passte.

Von dem in der Uni neu Gelernten konnte ich meiner Mutter wenig erzählen. Sie hörte interessiert zu. Aber sie konnte mir nicht auf die Weise antworten, die ich gern gehört hätte. Wenn ich ihr vor lauter Berichten ein Ohr darüber abgeknabbert hätte, was ich in meinem neuen Internationale-Beziehungen-Seminar erfahren habe, hätte sie es nicht verstanden. Aufstieg macht heimatlos. Nirgendwo passe ich richtig hin.

Das erste Mal fehl am Platz fühlte ich mich auf dem Gymnasium. Hier ging es plötzlich um Hollister-Markenklamotten, Urlaube und die Autos der Eltern. Eine beliebte Beleidigung war es, jemandem zu unterstellen, er habe seine Kleidung vom »KiK-Wühltisch«. Da ich KiK-Pullover trug, geriet ich in Panik. Niemand sollte mir anmerken, dass wir in Armut lebten.

Das Bedürfnis, unterzutauchen, habe ich immer wieder an meine Mutter herangetragen. Ich wollte dieselbe Kleidung wie die anderen, dieselben Stabilo-Stifte, ich wollte dasselbe Leben. Also versuchte ich, so nah wie möglich heranzukommen. Ich habe mit meiner Mutter um jeden Cent gefeilscht. Ich wollte alles, was für mich bestimmt war, selbst kaufen. Ich erkannte sofort, wenn Anziehsachen billig aussahen, oder aber, was sie cool machte. Primark statt KiK. Ich verglich Preise und bin auch fünfmal in Läden reingelaufen, um etwas umzutauschen, wenn ich es woanders günstiger fand. Jeder Euro war notwendig, um so viel vom Leben zu haben wie möglich.

Warum sich alles auf materielle Dinge reduzierte? Warum ich nicht eifersüchtig auf den Musikunterricht und die vielen Reisen war, die die anderen mit ihren Eltern machten? Ich denke: weil diese Dinge von meinem Leben noch weiter weg waren. Ich hatte gar keine Ansatzpunkte, um zu verstehen, dass mir diese Dinge auch fehlen konnten. Ich konnte nur verste-

hen, dass sie etwas hatten und ich etwas hatte und es sich unterschied. Und ihnen nacheifern.

Unterschwellig habe ich Mama unterstellt, sie könne mit Geld schlechter umgehen als ich. Ich habe sie unter Druck gesetzt. Mit jeder meiner Bitten nach Geld für Kino oder Schwimmbad konfrontierte ich sie damit, dass wir an unseren Grenzen standen.

Aber meine Mutter musste mit dem haushalten, was wir hatten. Und das war wenig. Und dass es wenig war, warf ich ihr vor. Dabei konnte sie nichts dafür. Sie ist weder faul noch dumm. Sie ist sogar sehr schlau. Mit zehn hatte sie genauso gute Noten, wie ich sie hatte. Ich ging aufs Gymnasium, sie machte den Hauptschulabschluss. Sie ging dann von der Schule ab und begann zu arbeiten, weil das notwendig war. Sie hatte meine Chancen nicht. Ihr ganzes Leben hat sie viel gearbeitet. In einer Kfz-Werkstatt, in einem Imbiss und in einer Mensa, auch als Reinigungskraft. Als sie kränker wurde, war ich schon auf der Grundschule. Einmal kam sie aus dem Krankenhaus zurück und konnte tagelang nicht aufstehen. Irgendwann in dieser Zeit fing es mit Hartz IV an. Ich weiß nicht, ob wir vorher wirklich mehr Geld hatten.

Meine Mutter konnte nichts für die Grenzen, die ihr das Leben auferlegte. Es muss hart für sie gewesen sein, mir nicht die Kindheit ermöglichen zu können, die sie mir wünschte. Ich fühle mich schlecht angesichts der Vorwürfe, die ich ihr unbewusst wie bewusst gemacht habe. Sie trug keine Schuld an unserer Situation, aber irgendwo musste ich die Schuld ja suchen. *Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied* – bedeutet das nicht, wenn man in Armut lebt, muss irgendjemand einen Fehler gemacht haben? Mama oder ich musste ihn gemacht haben, andere gab es nicht. Das tut Armut mit Familien: Sie treibt einen Keil zwischen Kinder und Eltern.

Und ich fühle mich schlecht, weil es mir heute besser geht als ihr. Weil ich das Leben lebe, das sie auch verdient hätte. Ich weiß, dass sie keine Schuld hatte an unserer Situation. Und ich weiß, dass es kein besonderes Verdienst meinerseits ist, dass ich nicht mehr in Armut lebe.

Ich nehme ihr nicht übel, dass sie mir bei den Hausaufgaben nicht helfen konnte, dass gemeinsame Reisen nicht möglich waren. Sie hat sich für mich gefreut, wenn es in der Schule gut lief. Sie tut es immer noch, wenn etwas bei mir klappt. Sie findet es wahrscheinlich gar nicht schlimm, wenn ich ihr von meinen Erfolgen und Erlebnissen erzähle. Ich im Gegenteil aber habe Angst, sie zu verletzen, wenn ich ihr aufzeige, dass ich jetzt das Leben habe, das sie nicht haben durfte.

Ich habe kein üppiges Einkommen, aber es reicht bis zum Ende des Monats. Wenn meine Waschmaschine kaputtgeht, ist das ärgerlich, aber kein Grund zur Panik. Die Preissteigerungen während der Pandemie haben mich getroffen, aber ich konnte sie mir leisten und einfach an anderen Enden sparen. Ich wusste dabei bei jedem Einkauf, dass meine Mutter das nicht konnte. Ich fiebete bei jedem ihrer Vorstellungsgespräche mit und weine nach jeder Absage.

Ich kann jederzeit meine Freunde besuchen, mich immer mit vielen Menschen umgeben. Und weiß zugleich, wie einsam Armut macht. Wie es ist, wenn man sich zweimal überlegen muss, ob man sich einen Abend mit Freunden leisten kann. Ich fühle mich, als hätte ich meine Mutter allein gelassen.

Es geht um ein Leben ohne Angst und Einsamkeit – und genau das ist für Menschen, die arm sind, purer Luxus.

Sie muss so viel schlimmere Dinge durchleben als ich, ohne Grund. Sie hat das nicht verdient. Sie sitzt im Regen und ich im Trockenen. Sie braucht kein Mitleid von mir, sie braucht



ein Ende ihrer Armut. Und ich kann dieses Ende nicht vollbringen, ich kann sie nicht rausholen.

### **Keine Leistung**

Armut hat es schon immer gegeben. Sie gehört einfach dazu. Im besten Fall schafft man es, nicht zu denjenigen zu gehören, die sie erleben müssen. Wenn man sich genug anstrengt, bleibt man verschont.

In der Schule lernen wir, dass Leistung gut ist und belohnt wird. Lerne ich viel, bekomme ich eine gute Note, lerne ich wenig, bleibe ich sitzen. Wir müssen uns in Konkurrenz zu anderen durchsetzen, um eine Chance zu haben.

In den Medien sehen wir, was mit uns passiert, wenn wir uns nicht anstrengen. Uns werden Armutspornos vorgesetzt. Dreckige, unsympathische, hässliche Menschen versaufen ihr Geld, das eigentlich für Windeln da ist, oder kaufen sich davon Zigaretten. Wir lernen, die Menschen in Armut zu hassen, diese Sozialschmarotzer, die auf der faulen Haut liegen, während wir uns so sehr anstrengen. Wir lernen, dass wir niemals diese Menschen sein dürfen.

Wir bekommen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt vermittelt, dass nie genug für alle da ist. Wir werden gefeuert und durch Zeitarbeiter ersetzt, die mit weniger Lohn klarkommen. Wir können uns dort, wo wir aufgewachsen sind, keine Wohnung mehr leisten, weil wir nicht genug verdienen. Wir haben Abstiegsängste, die überaus real sind. Denn wir steigen ab. Wir strengen uns an, und trotzdem geht es uns schlecht. Das muss an uns liegen, wir verdienen es nicht anders. Wir sind für uns selbst verantwortlich. Und arbeiten also noch härter.

Es ist die gesellschaftliche Struktur, die Armut hervorbringt und auf sie angewiesen ist.

Alle können es schaffen, aber nicht jeder: Das ist die Regel in dem Wirtschaftssystem, in dem wir leben. Einem System, das auf ein Oben und ein Unten angewiesen ist. Auf jene, die leiden, und jene, die daran verdienen. Aber dieses System ist auch darauf angewiesen, dass diejenigen, die unter ihm leiden, bei all dem den Kreislauf mitmachen. Dabei, immer wieder zu versuchen, nach oben zu kommen, sich immer wieder anzustrengen. Wenn wir aufhören würden, so hart für den Reichtum anderer zu arbeiten, würde das System schnell zusammenbrechen. Das kann ja keiner wollen, oder?

Dieses ganze System scheint unglaublich stabil. Wann wurde in den letzten zwanzig Jahren mal etwas zugunsten der Armen und Entrechteten entschieden? Nicht mal die letzte sozialdemokratische Regierung in Deutschland hat Gutes für das Leben der Menschen gebracht. Die rot-grüne Agenda 2010 hat das Vertrauen von Millionen Menschen zerstört, dass Politik auch in ihrem Interesse stattfinden könnte.

Das Hoffen auf politische Veränderung scheint illusorisch. Aber wer ist schon gern Opfer eines Systems? Da rede ich mir doch viel lieber ein, dass es nur auf mich ankommt. Dass ich mich aus allem rausarbeiten kann, dann habe ich wenigstens ein Ziel. Dann laufe ich lieber weiter im Hamsterrad. Ich komme zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit nie ans Ziel, aber wenigstens habe ich Hoffnung. Jeder kann es schaffen, aber nicht alle. Und vielleicht bin ja ich die eine Person, die es schaffen kann?